

Zeitschrift: Jahrbuch Oberraargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberraargau
Band: 50 (2007)
Rubrik: Junges Schreiben im Oberraargau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Junges Schreiben im Oberraargau

Im März 2006 führte das Bildungszentrum Langenthal unter dem Titel «Junges Schreiben am bzL» eine Schreibwerkstatt durch. Im gleichen Jahr organisierte Daniel Grob aus Roggwil in seinem «Schreibmobil» einen Kurzgeschichten-Wettbewerb für junge Autorinnen und Autoren. Nachfolgend eine Auswahl aus den dabei entstandenen Texten.

Gezwungen

Im Moment war Kriegszeit zwischen den Germanen und uns, den Helvetiern. Ich war im Haupttheer. Vorne weg waren die Reitruppen. Fünf Stunden waren wir hinter ihnen. Ich wollte nicht in den Krieg, doch ich musste, ich wurde gezwungen! «Moro, nicht herumstehen, laufen!» «Ja, ist schon gut, Norbix!», rief ich. Nach drei Tagen Wandern kam der erste Kampf. Wir gewannen zwar den ersten Kampf, doch es gab trotzdem immer Tote, Verletzte und Entführte, auch bei den Gewinnern. Mein Bruder Omrox wurde erstochen, und ich war in einer Gruppe Entführter. Also war ich schon fast tot, denn die Entführten wurden Frauen gegeben, und die durften nachher entscheiden, was mit ihnen geschieht. Meist wurden sie geköpft oder lebendig verbrannt. Wir zogen weiter. Nach zwei Tagen kamen wir an ein Lager. Kurz darauf wurde jeder von uns an einen Pfahl gebunden. Es war das Schlimmste, was einem Krieger je passieren konnte. Er musste zusehen und zuhören, wie seine Freunde gefoltert wurden und man ihnen den Todesstoss versetzte. Nun war ich an der Reihe. Was würde mit mir geschehen? Panik stieg in mir auf!! Doch als ich die Frau sah, die über meine Zukunft entscheiden sollte, verflog meine Panik sofort. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein so wunderbares Geschöpf wie das, das vor mir stand, mir etwas zuleide tun konnte. Die Panik war nicht lange verschwunden, denn die Frau hatte ihr Schwert schon gezückt und hielt es mir an die Kehle. «Noch ein letztes Wort, Freundchen?», sagte sie spöttisch, und ich spürte die Klinge des Schwertes immer mehr gegen meinen Hals drücken. Mein Mut war so hoch gestiegen, ich wusste nicht warum. Darum sagte ich mit lauter und deutlicher Stimme: «Wer wurde von euch gezwungen, in den Krieg zu gehen? Wer von euch wollte nicht in den Krieg?» Es wurde still und ich sprach weiter: «Ich zum Beispiel, ich wurde gezwungen, in den Krieg zu gehen und ich bin mir sicher, ich bin nicht der Einzige, der dazu gezwungen wurde!» Das Schwert, das an meinen Hals drückte, sank, und sie rief: «Lasst ihn frei! Aber wenn du mir noch einmal unter die Augen kommst, hat dein letztes Stündlein geschlagen!» Ich wurde losgebunden und auf den Heimweg geschickt. Auf dem Heimweg studierte ich, warum sie das gemacht hatte. Wurde sie auch gezwungen, den Krieg mitzumachen? Als ich nach Hause kam, wurde ich in eine neue Truppe gestellt. Wir

brachen erst wieder auf, als wir erneut mit den Germanen zusammenstiessen. Es war eine fürchterliche Schlacht. Nach kurzem Kampf traf mich ein Schwert und ich sank zu Boden. Hilflos lag ich da, und da sah ich sie und sie erblickte mich. Sie lief auf mich zu. Ich schloss die Augen und wartete auf den Stich des Schwertes. Doch ich spürte keinen Stich, sondern einen dumpfen Aufprall und für kurze Zeit einen heftigen Druck auf meinem Brustkorb. Als ich die Augen öffnete, sah ich die wunderschöne Frau, die bei der Entführung mich ausgeliefert bekommen hatte. Sie hatte ihr Schild über mich und über sich selber geworfen und schnitt sich mit ihrem Schwert, damit alle Krieger meinten, sie wäre tot. Nun hielt sie mir den Mund zu, damit ich kein Wort mehr sprechen konnte. Wir warteten, es wurde immer stiller und auf einmal war nichts mehr zu hören. Sie kroch unter dem Schild hervor und ich danach. Meine erste Frage war an sie: «Warum hast du das getan?» Sie antwortete: «Weil ich dich liebe!» «Ich liebe dich auch», sagte ich. Sie küsste mich und ich sie auch. Der Kuss endete schnell, denn ein Netz fiel über uns und eine Stimme sagte grimmig: «Ich hatte es mir gleich gedacht, als du ihn laufen liessst! Du bist eine Verräterin, Sahra, und du weisst, welche Strafe eine Verräterin bekommt! Nun zu dir Helvetier. Dein Volk wird auch keine Freude an dir haben! Ich denke mal, du wirst geköpft, so wie ich das Helvetiergesetz kenne.»

Wir hatten keine Chance, freizukommen. Er hatte noch andere Germanen bei sich und so kam es, dass wir zwei Tage nach diesem Ereignis am Boden knieten und den Kopf auf einem Holzbalken hatten, und ich rief noch ein letztes Mal: «Ich muss mich schämen für mein Volk! Die Liebe ist das Grösste, was es gibt, und nicht einmal mein Volk nimmt darauf Rücksicht!» So verklang meine Stimme. Ich spürte nur kurz den Schlag und dann war ich fort. Mit meiner Frau zusammen sahen wir auf unsere Länder hinunter, das letzte Mal! Wir gingen nun an einen besseren Ort, wo es nur Glück gab und keinen Hass.

Mischa Aeschlimann, geb. 1995, Langenthal

Gespräch mit einer Fliege

«Entschieden zu klein», entgegnete ihm die Fliege auf die Frage, wie sie ihre politischen Handlungsmöglichkeiten im Rahmen der letzten Wahlen beurteile. «Man übergeht uns einfach, niemand nimmt uns wahr», klagte sie weiter. Mit einem müden Aufschlagen der Flügel fügte sie an: «Trotz unseres breit angelegten Aktionsprogramms zur Emanzipation der Fliegen, Podiumsdiskussionen über die Teilhabe am politischen und kulturellen Leben in der Schweiz sowie einer Initiative zur Importbeschränkung billiger Fliegenklatschen aus dem EU-Raum sind wir nicht viel weiter gekommen.» Er schlug ihr vor, den heimischen Miststock zwischendurch zu verlassen und ein Büro zur Gleichstellung von Fliegen zu gründen. Erzurnt surrte sie ihn da an: «Du verstehst uns nicht!» Danach schwirrte sie beleidigt davon.

Stern

Verzeichnet
Vermessen
Vermarktet
Vergöttert
Verkauft
Verglüht
Vergangen
Vergessen

Mireille Braun, geb. 1983, Langnau i.E.

wenn

wenn ich lachen könnte
wüsste ich, wie weinen
und wenn ich weinen könnte
wüsste ich, was fühlen

wenn ich was fühlen könnte
würde ich reden
denn wenn ich es sagen könnte
würde ich deine Antwort hören

wenn ich dich hören könnte
würde ich wissen, was du denkst
und wenn ich das wüsste
könnte ich mich verändern

wenn ich mich ändern würde
dann könnte ich nicht mehr zweifeln
denn wenn ich nicht mehr zweifeln würde
könnte ich dir glauben

wenn ich glauben könnte
würde ich dich verstehen
und wenn ich dich verstehen würde
könnte ich dich sehen

wenn ich dich sehen könnte
wüsste ich, wen du in mir siehst
und wenn ich das wüsste
könnte ich lachen

Gabriela Gnägi, geb. 1989, Herzogenbuchsee

Ein grüner Zug

Wenige Zentimeter über dem Blattrand fliegt unendliches Grün vorbei. Ich sitze in einem Zugabteil, den Rücken ans Fenster gelehnt, die Beine ausgestreckt auf dem Sitz. So blicke ich ruhig durch die Scheibe im gegenüberliegenden Abteil. Unzählige Blätter, Äste und Stämme flitzen den Gleisen entlang, Land, soweit das Auge reicht. Es bleibt unbekannt und fesselt doch den Blick. In meinem Rücken rauscht ein anderer Zug wie ein böser Schatten vorbei. Wenn er verschwindet, wird auch der Horizont hinter ihm wieder grün. An sich ist es schön, das alles zu sehen.

Ich sitze und schreibe, vielmehr, ich kritzle. Ein Blatt, das Schwingen des schreibenden Stiftes, ein Text, ich mag das. Es ist so ruhig, so beruhigend. Zeichen für Zeichen, Wort für Wort. Eigentlich tue ich gar nichts und so scheint es immer zu sein. Liegt ein Blatt vor mir, klemmt der Stift zwischen den Fingern, das Papier füllt sich von alleine. Rhythmische Impulse, ausgesandt von der Ruhe um mich herum, lassen mich die Hand weiterführen. Keine Musik im Ohr, keine Bewegung, keine Stimmen, keine Leidenschaft. Den Schmerz in Hals und Rücken spüre ich nicht mehr, nicht einmal den Stift oder den Kopf.

Eine alte Scheibe dreht in meinem Discman ihre Runden. Sie ist zerkratzt, aber sie wird gelesen, wie schon seit vielen Jahren. Ich mag diese Platte, die Musik ruft viele Erinnerungen hervor. Gesten, Bewegungen, Farben und Düfte, die lebendig werden und mein Lächeln bestärken.

Ein Fluss zieht sich durch das flache Land, der Zug überquert lautlos eine Brücke. Am Ufer ein grosses Gelände mit eckigen, unförmigen Gebäuden. Die Details werden klarer: eine Sägerei mit verstaubten Fenstern und alten Maschinen. Dunkler Rauch, der einem Schlot mit zerfressener Hülle entweicht, wirft gespenstische Schatten. Der Turm wird grösser, kommt aus spitzem Winkel auf mich zu, unerträglich langsam – und zieht vorbei.

Der Rücken schmerzt, ich möchte nicht schreiben und nicht daran denken, was heute noch auf dem Plan steht. Ich will fliegen, Melodien im Ohr, Ruhe im Kopf, ein entlasteter Körper. Sanft und geschmeidig wie ein Kissen aus Samt soll die Umgebung sein, nur so möchte ich sie spüren, so zerfliessen und in ihr aufgehen. Jede Bewegung ist mir heilig, jede Änderung der Frequenz im Ohr, jedes farbige Blinzeln, das von

diesem Meer aus Bäumen ausgeht. Jeder gestauchte Wirbel, die verkrustete Wunde am Arm, die verätzte Achillessehne, ich mag das, denn ich empfinde. Ich spüre, ich lebe. Aus dem Fenster schauen, das Rollen des Zuges hören, ein Auto mit einem Menschen drin sehen, ein Festmahl riechen, in irgendeinem Augenblick sein. Ich wäre gern am Tanzen, nichts ausser dem Rhythmus gäbe es. Keinen stechenden Schmerz, keine drückenden Aufgaben, keine würgenden Erwartungen.

Ein besorgter Mensch im anderen Abteil. Steif ist sein Blick auf den alten, grauen, durchgesessenen Sitzbezug gerichtet. Auch sein Leben ist also nicht optimal. Ein Gähnen verzerrt ein übernächtiges Gesicht. Ich sehe es, höre es nicht, in meinem Ohr nur der dumpfe Bassschlag, darüber eine traurige Hoffungsmelodie. Ich könnte weinen, so stark sind die Erinnerungen. Bilder aus alten Tagen, einsame Abende auf dem Bett, Sonnenuntergänge mit einem Mädchen, durchtanzte Nächte. Die Sehnsucht ist gross, nur in schwerelosen Augenblicken zu leben, die nicht vom Verstand zunichte gemacht werden, Leben, ohne dass es drückt und schmerzt. Solche Erinnerungen habe ich viele, sie sind hart, zart, dumpf, schneidend, jauchzend, schreiend. Sie existieren nur noch in meinem Kopf.

Die Strohbälle und Sandwolken in der Welt da draussen, faszinierend. Nie mehr wegschauen. Ich wünschte, ich wäre bei meiner Freundin, könnte die Wärme spüren, Freude haben an der vertrauten Umarmung, eng umschlungen die Aussicht auf einem Berg geniessen und nicht denken, das habe keinen Sinn. Möchte ungespielt lächeln können in diesen Momenten ohne ratio und ohne Bewusstsein für den anderen Teil des Lebens.

Die Musik verstummt, die Platte steht still. Das Pfeifen des Windes, das Kratzen des Stiftes, Zeitungsrascheln, das Lachen und Tratschen der Leute, das Hoffen und Verlieren beim Spiel, die Schmerzen im Rücken, alles ist wieder da. Die Hülle des Friedens ist zerplatzt. Es scheint mir, ich habe gelebt, diesen ganzen Augenblick zuvor, aber es ist Illusion, ich habe geträumt, bin geflogen im Moment. – Der Bahnhof rückt in Sichtweite, der Zug rattert über die Weichen.

Benjamin Lehmann, geb. 1987, Herzogenbuchsee

Ohne Strohhalm

Ich war schon immer ein leidenschaftlicher Kaffeemacher. Schon mit zwölf Jahren, als ich Kaffee noch gar nicht gern hatte, hatte ich Freude daran, meinen Eltern Kaffee zuzubereiten. Und wenn diese keinen Kaffee wollten, liess ich die Kaffeemaschine laufen, füllte die Tasse mit Kaffee, probierte einen Schluck und stellte ernüchtert fest, dass mir mein Kaffee immer noch nicht besser schmeckte. Enttäuscht entsorgte ich den Kaffee, um ein bis zwei Stunden später denselben Versuch erneut zu starten. Lange Zeit in meinen frühen Jugendjahren sehnte ich mich nach dem Moment, der mein Geschmacksempfinden gegenüber dem Kaffee verändern und mich zu einem Kaffeegeniesser machen würde. Als ich in die Pubertät kam, setzten die Gefühle ein. Doch anstatt wie alle anderen Knaben die Gunst der Mädchen erwerben zu wollen, ersuchte ich die Gunst des Kaffees. Anstelle der Rosen, Parfüme, Schuhe und anderen unzähligen Sachen, die für die Frauen hätten gekauft werden müssen, habe ich meinem Kaffee und meinem Geschmacksempfinden dem Kaffee gegenüber zuliebe Kaffeemaschinen, Tassen, Zucker, Löffel und jegliches weitere Material, das zum Geniessen eines Kaffees vonnöten wäre, gekauft. Alles Geld investierte ich in die Dressur meines Geschmacksempfindens.

Mit der Zeit hatte ich jeden Kaffee zu jeder Zeitung an jedem Tischmodell zu jeder Tageszeit probiert. Jede mögliche Kombination hatte ich hinter mir. Den Vier-Uhr-Kaffee ganz schwarz in der Baumhütte der Nachbarjungen; den Acht-Uhr-Kaffee um acht Uhr zwölf während der Begehung eines Zuchthauses; den Zwei-Uhr-Dreissig-Kaffee mit dem «Tages-Anzeiger» auf dem Sprungturm der örtlichen Badeanstalt; ja sogar während einer Fahrt mit der Achterbahn hatte ich den Versuch gestartet, Kaffee zu mögen.

Nichts ...

Dann passierte es. Ich erinnere mich genau. Es war der 22. November 2004 beim Zehn-Uhr-Kaffee, als ich mich am achten Kaffee des Tages, dem ich nie solche Bedeutung beigemessen hätte, versuchte, und der Zeiger der Uhr gerade die Schwelle zu eins nach zehn überschritt. Es war ein angenehmes Wetter, jedoch ein bisschen stürmisch. Die Sonne versteckte sich nur selten hinter Wolken. Viele Leute liefen vorbei. Mit Hut, ohne Hut. Lange Hosen, kurze Hosen. Mit Hund, ohne Hund ... Ich

probierte also diesen Kaffee, erweiterte ihn mit einer Prise Zucker und probierte erneut. Unerwartet fand ich Gefallen am Kaffee; ich genoss ihn förmlich.

Da wusste ich, der erste und wichtigste Schritt war getan. Als Folge verdoppelte ich meine Tagesdosis an Kaffee und griff somit alle 15 Minuten zur Tasse. Neue Hoffnung fand sich, und mit der Zeit kamen immer mehr Kaffees dazu, die ich mochte. Dank des riesigen Arsenal an Kaffeemaschinen und meinem Zimmer voll mit Tassen, Untertassen und Löffeln konnte ich die zur Seite der mir gefallenden Kaffees zählenden Kaffees doppelt geniessen.

Nach nicht einmal einem halben Jahr genoss ich jegliche mir bekannte Art (und ich kannte viele Kaffees) mit Freude und fand keine Kaffeesorte, die meinem Geschmacksempfinden nicht entsprach. Ich trank Kaffee, empfahl Kaffee, produzierte Kaffee, dosierte Kaffee, bediente Kaffeemaschinen, genoss Kaffee; ich war Kaffee.

Dass ein so leidenschaftlicher Kaffeekenner und Kaffeegeniesser in einer unwichtigen, unbekannten Starbucks-Coffee-Filiale enden würde, hätte niemand gedacht ...

Valerio Moser, geb. 1988, Langenthal

Der Sommer

Strahlend blauer Himmel, kein einziges Wölkchen ist zu sehen. Die Sonne strahlt auf den Asphalt, dass die Autos nur so glitzern. Die Kinder spielen fröhlich in den wunderschönen Gärten, die mit vielen verschiedenen Blumen und kräftigem Grün geschmückt sind. Sonnenblumen, so hoch wie wir, wachsen im Blumenbeet und schauen auf andere bunte Blümchen hinunter. Andere Kinder sitzen am Strassenrand und beobachten Menschen, die strahlend, aber auch müde durch die Strassen hetzen, obwohl sie nichts zu stressen haben. Weil ihr Chef sowieso zur Arbeit auch zu spät kommt. Niemand will doch an so einem Tag vor Sonnenaufgang aufstehen. Und was soll man schon im Büro? Man braucht nur mehr Strom, wenn in jedem Zimmer bis zu drei Ventilatoren stehen und durchgehend den Kopf der Angestellten lüften. Der Eismann ist zurzeit der beliebteste Mann auf Erden, zumindest bei den Kindern. Das Schwimmbad besteht bald nur noch aus lauter halbnackten Menschen, die sich in der prallen Sonne bräunen, oder die den ganzen Tag im Wasser sind und so tun, als würden sie kilometerweise schwimmen. Die Hausfrauen erledigen zu Hause schwitzend ihre Arbeit. Doch am späteren Nachmittag beschlagnahmt wohl jede ein schattiges Plätzchen im Garten und liest einen guten Krimi. Oder sie gehen in ein Café und tratschen über Gott und die Welt. Die Jugend latscht sich mit Flip-Flops die Füße platt, während sie die neueste Mode auf den Kleiderständen des Einkaufszentrums bewundert. Auf der Wiese summen die Bienen von Blüte zu Blüte und stechen ab und zu etwas Menschliches, das ihnen in die Quere kommt. Jedes einzelne Käferchen macht einen sonnigen Spaziergang über Stock und Stein. Und wenn sie Glück haben, werden sie nicht von Füßen zu Mus verarbeitet. Die Vögel ordnen ihre Federn, räumen die Krümel unter Restauranttischen weg und zwitschern den ganzen Tag vor sich hin. Die Zecken warten auf saftiges Blut von Menschen, die zu arm sind, um Insektenspray zu kaufen. Und die, die schon ein Opfer gefunden haben, werden vielleicht gerade qualvoll aus der Haut gedreht. Am Abend genießen die Familien die kühle Abendsommerluft, indem sie mit Freunden grillieren.

Ja, so schön kann Sommer sein ... «Blöd ist nur, dass es draussen schneit und Weihnachten vor der Türe steht», dachte ich und klappte das Tagebuch zu.

Sarah Walser, geb. 1992, Langenthal

In meinem Zettelkasten gibt es als Quellenangabe immer wieder den Vermerk OAJB. Irgendeinmal habe ich wohl beim Notieren den Namen der Region vor das «Jahrbuch» gesetzt, und so ist die Abkürzung für das «Jahrbuch des Oberraargaus» für mich bis heute so geblieben.

1984 erschien hier, zusammen mit Valentin Binggeli, mein erster in einem Buch abgedruckter Artikel: «Das neu gestaltete Museum Langenthal». Da war ich schon ein wenig stolz. Ein Jahrbuch ist ein eigenartiges Medium: Es scheint als hätten alle Themen darin Platz. Das ist schön! Was dem Schriftsteller Gerhard Meier mit der Literatur gelingt, die ganze Welt aus der Provinz heraus zu betrachten und zu verstehen, findet man auf andere Weise auch im OAJB mit der Vielfalt der einzelnen Artikel.

Wie vielschichtig das OAJB tatsächlich ist, erfasste ich beim Ausstellungsprojekt «Arbeit, Rausch & Wunder – Eine Entdeckungsreise entlang der Heimlichkeiten des Oberraargaus» für das Kunsthaus Langenthal. Inspiriert vom Musée sentimental des Künstlers Daniel Spoerri ging es darum, aussergewöhnliche Objekte und ihre Geschichten zusammenzutragen, um in einer Ausstellung das aus vielen speziellen Facetten zusammengesetzte Bild einer Region zu zeigen. Wie verschafft man sich innerhalb eines halben Jahres den Überblick über eine Gegend und findet rasch eine Vielzahl von ausserordentlichen Geschichten und ihre Objekte, die – so mein Anspruch – nicht allen schon bekannt sind.

Die erste Quelle war das OAJB. Schnell merkte ich, dass es sich lohnt, nicht mit den Übersichten zu arbeiten, sondern Band für Band durchzublättern und vor allem querzulesen: Überschriften, Fussnoten und Literaturangaben waren genauso aufschlussreich wie die Texte und Bilder. Oft waren die Angaben im OAJB Anregung für weitere Recherchen oder gaben Tipps, an anderen Orten weiterzusuchen. Später fanden zwei für die Ausstellung neu entdeckte Geschichten als Artikel Aufnahme ins Jahrbuch 1995: «Marie Anna Leuenberger von Lotzwil in der Autobiografie von André Gide» und die «Die Hausierertrucks des Christian Jost». Für viele meiner Ausstellungsprojekte ist das OAJB immer wieder eine wichtige Quelle. Gut, dass es in vielen grossen Bibliotheken der Region zu finden ist. In meinem Büchergestell stehen allerdings nur zwei Bände: der von 1984 mit meinem ersten Artikel und der von 2005 mit dem Artikel von Gerhard Meier über seine Frau Dorli.

Beat Gugger, Burgdorf